

Marietta Moskin • Um ein Haar



Foto: © privat



DIE AUTORIN

Marietta Moskin, gebürtige Wienerin, lebt in den Vereinigten Staaten, wo sie sich als Autorin und Übersetzerin aus dem Niederländischen und Deutschen einen Namen machte. Für ihren Beitrag zur jüdischen Jugendliteratur erhielt sie den »Shirley Kravitz Children's Book Award«. Zu ihren bedeutendsten Werken gehört der Roman »Um ein Haar«, ein Bericht über das (Über-)Leben eines jüdischen Mädchens im Dritten Reich, der auf ihren eigenen Erfahrungen basiert.

Dieses Buch wurde im Schuljahr 2002/2003 unter der Leitung von Reinhold Adler und Wolfgang Horstmann von den folgenden Schülerinnen und Schülern der Dollinger-Realschule und des Pestalozzi-Gymnasiums, Biberach an der Riß, ins Deutsche übertragen: Wolf Bittorf, Stefan Bochtler, Sebastian Böhm, Heike Brauner, Isabel Distel, Kerstin Fessler, Agnes Gläsel, Sarah Gläser, Mathias Grabler, Ines Häderer, Kathrin Hagel, Daniel Hofherr, Sarah Kern, Margarete Kopp, Anja Krattenmacher, Silke Kuczera, Tanja Litau, Jürgen Lypke, Steffen Mader, Tamara Markert, Rebecca Maucher, Maximilian Menz, Theresa Merk, Ellen Mohr, Aline Müller, Lea Müller, Julia Porske, Nicole Rath, Jessica Renz, Florian Rief, Christine Schmid, Simon Schmidtke, Laura Sommer, Rita Steigmiller, Hannah Weckemann, Gabriel Zell und Tanja Zweil. Die Übersetzung ins Deutsche haben Rotraud Rebmann und Werner Toporski redigiert.

Marietta Moskin

Um ein Haar

Überleben
im Dritten Reich



cbt

Band 30212

cbt – C. Bertelsmann Taschenbuch
Der Taschenbuchverlag für Jugendliche
Verlagsgruppe Random House

Unterrichtshilfen zu diesem Buch
finden Sie auf:
www.randomhouse.de



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

3. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2005
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
Vorwort in alter Rechtschreibung
© 1972 der Originalausgabe by Marietta Moskin
Die amerikanische Originalausgabe erschien erstmals
1972 unter dem Titel »I am Rosemarie« bei
John Day Co., New York.
© 2005 der deutschsprachigen Ausgabe
bei cbt / cbj Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: Corbis, Düsseldorf
Umschlagkonzeption: init.büro für gestaltung, Bielefeld
lf · Herstellung: CZ
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Gesetzt aus der Stempel Garamond
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN-10: 3-570-30212-1
ISBN-13: 978-3-570-30212-5
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Vorwort

1.

Ich schlage die letzte Seite von »Um ein Haar« zu und denke: *»Keine dichterische Phantasie – nicht die von Dante, Shakespeare, Goethe oder Cervantes – keine dichterische Phantasie hätte sich je vorstellen können, was es hieß, in Hitlerdeutschland und dem deutsch besetzten Europa während des Zweiten Weltkrieges jüdisch gewesen zu sein.«*

Wem diese Geschichte der Rosemarie Brenner alias Marietta Moskin nicht zu Herzen geht, der hat keines. Es ist die Odyssee eines Mädchens, das 1928 als Kind jüdischer Eltern in Wien geboren wird, in den Niederlanden Zuflucht findet, dort im Mai 1940 den Einmarsch der Wehrmacht erlebt und in das Deportationslager Westerbork verbracht wird – Beginn eines langen Leidensweges. Er führt über die Ungeheuerlichkeit des Daseins im KZ Bergen-Belsen und den verfehlten Versuch, als *»Austauschjüdin«* gegen internierte Deutsche die Schweiz zu erreichen, ins Biberacher Internierungslager Lindele, wo kurz vor Kriegsende französische Truppen ihren Qualen dann ein Ende bereiten.

Rosemarie Brenner, das *Alter ego* der Autorin, hatte den Holocaust überlebt – »durch die Verquickung von

Zufall, Glück und Fügung«, wie die in New York lebende heute Sechundsiebzigjährige das Unglaubliche kommentiert: *die Befreiung*.

An diesem Punkt der Lektüre angelangt, stockte mir vollends der Atem: War doch das, was ich da las, auch die eigene Geschichte! Nur daß meine Retter keine Franzosen waren, sondern Truppen der 8. Britischen Armee des Feldmarschalls Bernard Law Montgomery, nachdem Hamburg am 3. Mai 1945 kapituliert hatte. Nach Jahren der Entrechtung, der Denunziationen, Berufsverbote, Gestapoverhöre, Mißhandlungen, Zwangsarbeit und der Flucht in die Illegalität mit ständiger Entdeckungsgefahr, krochen meine Familie und ich aus einem dunklen, feuchten, kalten und von Ratten verseuchten Kellerloch an das augenschmerzende Licht des Tages – wir waren befreit!

Das ist jetzt fast 60 Jahre her, aber ich frage mich immer noch: »*Hast du das wirklich überlebt?*«

Es ist nicht nur diese Gleichheit im Schicksal und seinem Ausgang – auch *wie* das Erlittene von Marietta Moskin publizistisch verarbeitet wird, hat ihre Parallelen mit meiner eigenen Familien- und Verfolgten-Saga »Die Bertinis«: Durch die Entscheidung der Autorin für den *autobiographischen Roman*, und das mit Gründen, die auch die meinen waren – künstlerische Freiheit der Gestaltung, »*ohne daß die Wahrheit verfälscht würde.*«

Die *Wahrheit* ständig drohender Deportation; der vollgestopften Züge in den Osten auf Nimmerwieder-

sehen; der gnadenlosen SS- und Gestapowillkür; des Kampfes gegen Läuse, Kälte, ewigen Hunger und der schlaflosen Furcht vor dem jederzeit möglichen Gewalttod ...

Marietta Moskins Buch, 1972 unter dem Originaltitel »I am Rosemarie« herausgekommen und 1976 als Beitrag zur jüdischen Jugendliteratur mit dem »Shirley Kravitz Children's Book Award« ausgezeichnet, ist in den USA als Schullektüre eingeführt worden. Und dazu das Werk einer Frau, die sich, wie sie in den »Anmerkungen der Autorin« zur deutschen Ausgabe schrieb, ihre Fähigkeit zum Anstand und die positive Einstellung zur menschlichen Natur bewahren wollte – *»trotz der Grausamkeiten, die wir durch unsere Peiniger erfahren«.*

»Um ein Haar« – ein Buch das mich erschüttert hat, tief erschüttert.

2.

Wie auch das, was es hier in Deutschland auslöste. Ich spreche von jenen 40 Zehntklässlern der Dollinger-Realschule und des Pestalozzi-Gymnasiums Biberach und von ihren Lehrern Reinhold Adler und Wolfgang Horstmann, die der Sache auf die Spur kamen, sich dann zusammenschlossen und das Buch aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten – eine Arbeitsgemeinschaft, ohne die es keine hiesige Leserschaft geben würde.

Als der Verleger mich mit dem Projekt bekannt mach-

te, mir Näheres über seinen Inhalt mitteilte, über die Begeisterung, die Kontinuität und die Ernsthaftigkeit, mit denen Schülerinnen, Schüler und ihre beiden Pädagogen ans Werk gegangen sind, und mich dabei um ein Geleitwort bat, da antwortete ich, unfähig, meine innere Bewegung zu verbergen, sofort: *»Sie können in mir einen begeisterten Bundesgenossen voraussetzen.«* Und als ich erfuhr, daß ich aus den Reihen der Schülerinnen und Schüler als gewünschter Verfasser eines solchen Prologs genannt worden war, weiter: *»Es ist mir eine Ehre, daß mein Name in diesem Zusammenhang aus dem Munde junger Deutscher von heute fiel, und ein Ansporn in wäherender Zeit, weiterzumachen.«* Je tiefer ich mich in die Arbeit der jungen Menschen aus Biberach versenkte, desto wärmer wurde mir ums Herz; desto dringender verspürte ich das Bedürfnis, mich über ihre Persönlichkeiten, ihre Gegenwart und ihre Hoffnungen zu informieren; desto bestätigter sah ich meine seinerzeit schwere Entscheidung, trotz allem, was mir und den Meinen vor 1945, aber auch durch die Verdrängung der NS-Vergangenheit danach widerfahren ist, in Deutschland geblieben zu sein.

Wenn der Platz es erlauben würde, hätte ich schon hier vorn gern die Namen einer jeden Schülerin, eines jeden Schülers aufgeführt, um so meinen Gefühlen der Dankbarkeit, der Freude und der Ermutigung jenen Ausdruck zu verleihen, in den die beiden schon genannten Lehrer selbstverständlich einbezogen sind – ebenso wie Rotraud Rebmann und Werner Toporski,

die den deutschen Text redigierten. Wird mit der Biberacher Erfahrung doch erfreulicherweise bestätigt, daß dort, wo aus Pädagogenkreisen ein Keim zu ehrlicher Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit gelegt wird, auch das jugendliche Reservoir existiert, das bereit ist, ihn zu pflegen und hegen.

So danke ich denn allen Beteiligten, die »Um ein Haar« entdeckt und das Buch vom Englischen ins Deutsche übersetzt haben, mit der Solidarität eines Überlebenden des Holocaust, verbunden mit dem gleichzeitigen Wunsch an meine Schicksalsgenossin in New York: *Masel tov, masel tov, Marietta Moskin – und ein langes, langes Leben noch!*

Ralph Giordano
Köln, im Januar 2005

I Amsterdam

Mai 1940 – August 1942

Kapitel 1

Ich hätte ausschlafen sollen an diesem sonnigen Mai-morgen, denn die Ferien hatten begonnen, und ich brauchte nicht aufzustehen, um zur Schule zu gehen. Doch ich erwachte Viertel nach fünf, Stunden früher als sonst. Halb verärgert, halb froh im Bewusstsein, noch Zeit zu haben, machte ich die Augen wieder zu und vergrub mich in mein Kissen, um weiterzuschlafen.

Aber ich schlief nicht weiter. Durch das halb geöffnete Fenster drangen die Geräusche des Hinterhofes und des erwachenden Viertels an mein Ohr: das Scheppern eines Mülltonnendeckels, den jemand zuwarf, das leise Jammern eines Babys und irgendwo zwischen den Hinterhofzäunen der durchdringende Schrei eines streunenden Katers.

Und dann, sozusagen im Hintergrund der anderen, vertrauten Geräusche, war da noch ein leises, aber anhaltendes Dröhnen, das ab und zu von längerem, dumpfem Grollen unterbrochen wurde. Wie weit entfernter Donner, dachte ich schläfrig. Aber wie konnte es an einem so herrlich sonnigen Tag donnern?

Faul ließ ich meine Gedanken zu anderen, näher liegenden Dingen schweifen. Was zum Beispiel würde ich an meinem ersten Ferientag unternehmen? Ziemlich sicher würde ich ihn mit Anneke verbringen, mei-

ner besten Freundin, die nur – quer über die Hinterhöfe – eine Straße weiter wohnte. Anneke würde wieder einmal diejenige sein, die für uns Pläne schmiedete. So war es immer und mir war das recht. Vielleicht würden wir unsere Fahrräder nehmen und zu den Dünen fahren, die kurz hinter unserem Viertel im Süden von Amsterdam begannen. Erst vor ein paar Tagen hatte ich zu meinem zwölften Geburtstag ein brandneues, glänzendes Fahrrad bekommen und brannte darauf, es auf einer längeren Fahrt auszuprobieren.

Ich überlegte, ob Anneke auch gerade wach lag und dem merkwürdigen Grollen und Dröhnen lauschte, das immer lauter und eindringlicher zu werden schien. Mich beunruhigte, dass ich die Geräusche nicht einordnen konnte. Wie Flugzeuge, dachte ich, die in großer Zahl durch den wolkenlosen Himmel dröhnten. Aber warum sollte eine Staffel Flugzeuge die fast ländliche Stille von Amsterdams Süden stören? Selten genug kam es vor, dass überhaupt ein Flugzeug über unser Haus flog.

Plötzlich fiel mir ein: Natürlich, die Mobilmachung! Seit Wochen hatten die Leute von kaum etwas anderem gesprochen. Seit Deutschland und England sich seit letztem Herbst im Krieg befanden, hatten meine Eltern und ihre Freunde endlos darüber diskutiert, ob Holland neutral bleiben konnte. Eingezwängt zwischen die verfeindeten Nationen, fiel es Holland schwer, sich aus dem Krieg herauszuhalten. Schließlich hatte die Regierung vor einigen Wochen vorsorglich die holländischen

Truppen mobilisiert, um sie vor allem an der deutschen Grenze einzusetzen.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto sicherer wurde ich, dass dieses seltsame Donnern von Kanonen stammte, die schon halb Holland passiert haben mussten. Aber was für eine gottlose Uhrzeit zum Kriegführen! Allerdings: Soldaten müssen immer früh aufstehen, oder?

Ich nahm mir vor, Anneke später nach diesen Manövern zu fragen. Annekes ältester Bruder war vor ein paar Wochen in die Armee eingezogen worden, und sie wusste vielleicht mehr darüber, was die Soldaten an der deutschen Grenze machten.

Zufrieden, eine Erklärung gefunden zu haben, strich ich die fernen Kanonen aus meinen Gedanken. Und fast im selben Augenblick wurde ich von anderen Geräuschen beunruhigt, näher und dringlicher, direkt im Haus.

Ich hörte Schritte im Flur und auf der Treppe, Türen wurden geöffnet und zugemacht, und dann Getuschel vor meiner Zimmertür. Was um Himmels willen machten meine Eltern da schon vor sechs Uhr?

Rasch kam mir eine Erklärung: Oma! Kein Zweifel. Oma, im Zimmer gleich nebenan, hatte sicher wieder eine ihrer Herzattacken.

Ich sprang aus dem Bett und rannte hinaus auf den Flur. Aber ich sah niemanden. Die Tür zu Omas Zimmer war offen, aber es war leer. Ebenso das große Schlafzimmer meiner Eltern.

Ich zog mir hastig den Morgenmantel über den Pyjama und rannte die Treppe hinab. Schon auf halbem Wege hörte ich Stimmen aus dem Wohnzimmer: die meiner Eltern und meiner Großmutter und dazu die laute, beschwörende Stimme eines Radiosprechers.

»Fallschirmjäger«, wiederholte die Stimme. »Vor-sicht vor Fallschirmjägern! Gehen Sie nicht auf die Straße! Trauen Sie keinem Fremden! Achtung! Achtung! Fallschirmjäger!«

Die laute Stimme hallte durch den unteren Flur, aber ich war in zu großer Hast, um auf die Worte zu achten. Ich stürmte ins Wohnzimmer und blieb abrupt stehen.

Meine Eltern und Oma standen um das Radio und hörten so gespannt zu, dass sie mein Erscheinen erst bemerkten, als ich sie ansprach. Dann wandten sie sich mir zu, ihre Gesichter voller Sorge.

Ich schaute von ihnen zu Oma, die immer noch reglos neben dem großen, altmodischen Kurzwellenempfänger stand.

»Ich habe diesen Lärm gehört und dachte, es wäre Oma«, sagte ich.

»Wir befinden uns im Krieg, Rosemarie«, sagte Papa leise. So leise, dass ich die Bedeutung der Worte zuerst gar nicht verstand.

»Krieg?«, wiederholte ich naiv. »Es ist doch schon Krieg und wir sind neutral.«

»Erzähl das mal diesem Hitler«, erwiderte Oma scharf hinter Papas Rücken. »Wir hätten damit rechnen müssen, jeder hätte damit rechnen müssen. Nach

der Tschechoslowakei, nach Österreich und Polen war es dumm zu glauben, er würde sich um unsere Neutralität scheren.«

»Deutschland ist ohne Vorwarnung heute Nacht in Holland einmarschiert«, erklärte Papa.

Krieg. Einmarsch. Wie oft hatte ich diese Worte in den letzten beiden Jahren in Unterhaltungen gehört, ohne sie wirklich zu beachten. Krieg und Einmarsch passierten anderen Völkern, aber doch nicht uns, nicht dem sicheren, neutralen und friedlichen Holland. Selbst die Worte kamen mir unwirklich vor, wie sie so in der vertrauten Umgebung unseres sonnigen Wohnzimmers ausgesprochen wurden.

Doch die Wirklichkeit war Papa, sonderbar elegant zu dieser ungewohnt frühen Morgenstunde in seinem gemusterten seidenen Morgenmantel. Und Mama...

Zum ersten Mal, seit ich das Zimmer betreten hatte, sah ich Mama wirklich an. Ihr Gesicht hatte alle Farbe verloren, um ihre Augen und auf ihren Wangen waren Spuren von Tränen. Wie Papa seinen Arm um sie legte, wirkte sie seltsam still und verletzlich. Diese Stimmung passte nicht zu Mama, die mir immer wie ein Fels in der Brandung erschienen war. Und der unerwartete Ausdruck des Schreckens in ihrem Gesicht ließ meinen Hals ganz trocken werden.

»Was werden wir tun, Papa?«, fragte ich bestürzt.
»Was passiert denn jetzt? Unsere Soldaten werden doch gegen die Deutschen kämpfen, oder? Wir werden doch gewinnen?«

Mit seinem freien Arm, den anderen noch immer um Mama gelegt, zog Papa mich zu sich heran.

»Das weiß keiner«, meinte er, »Deutschland hat einen großen Fallschirmangriff gestartet. Niemand hat eine Vorstellung, wie viele deutsche Soldaten hinter den holländischen Linien als Zivilisten abgesprungen sind. Deswegen die Warnungen im Radio. Jeder, der mit deutschem Akzent auf der Straße angetroffen wird, ist verdächtig.«

»Dann bleibe ich wohl besser zu Hause«, sagte Oma mit gezwungenem Lächeln.

Ihr hilfloser Scherz schien die Spannung etwas zu lösen, aber gerade dadurch wurde uns allen erst bewusst, dass wir soeben deutsch gesprochen hatten, die Sprache, die nun die des Feindes war.

Es gab Zeiten, in denen ich mich kaum daran erinnerte, dass ich nicht in Holland geboren worden war. Ich war sehr jung gewesen, als meine Eltern aus ihrem Heimatland Österreich aus geschäftlichen Gründen hierher gekommen waren. Ich hatte die neue Sprache schnell gelernt, beherrschte das Holländische nahezu perfekt, viel besser als meine Eltern, die einige der schwierigeren Kehllaute noch immer nicht aussprechen konnten, ohne ihre fremde Herkunft zu verraten. Zu Hause sprachen sie lieber ihr weiches, österreichisch gefärbtes Deutsch, und mir war es gleich, da ich in beiden Sprachen so zu Hause war, dass ich kaum merkte, welche man gerade sprach.

Oma konnte fast gar kein Holländisch. Sie war vor

knapp zwei Jahren hierher gekommen, nachdem Großvater in Wien gestorben war und Hitlers Truppen Österreich annektiert hatten.

Obwohl ich damals erst zehn war, wusste ich noch genau, wie besorgt meine Eltern um ihre Verwandten in Wien gewesen waren, als die ersten Nachrichten über den »Anschluss« kamen. Es hing alles damit zusammen, dass wir Juden waren, und mit Hitlers wahnhaftem Judenhass. Es war wohl das erste Mal, dass ich mich wirklich damit beschäftigte, was es hieß, Jüdin zu sein. Davor war es einfach nur eine von vielen Fassetten meiner Selbst gewesen, wie man sie als Kind selbstverständlich lernt und hinnimmt. Mit der Religion war meine Familie stets eher lässig umgegangen. In meinem Alltag kam sie kaum vor.

Im Laufe des darauf folgenden Jahres kam ein unaufhörlicher Flüchtlingsstrom von Onkeln, Tanten, Nefen und Nichten zu uns, alle mit dem Ziel, in die Vereinigten Staaten oder nach Südamerika zu gelangen. Sie redeten über Hitlers Judenverfolgung, über plötzliche Verhaftungen und Folter, über geraubten Besitz und beschlagnahmte Häuser. Mit großen Augen lauschte ich den schrecklichen Geschichten, erschauerte über das Schicksal namenloser Fremder und war erleichtert, dass meine Verwandten vor dem Schlimmsten hatten fliehen können. Als aber einer nach dem anderen unser Haus verließ, um die lange Seereise in die »Neue Welt« anzutreten, war ich froh, all das wieder aus meinem Hirn löschen zu können. Die Bedrohung durch Hitler ver-

schwamm wieder in der Ferne, schien etwas, das fremde Leute ganz woanders betraf.

Und nun war die Gefahr plötzlich da. Ich versuchte, mir ein Bild von den feindlichen Flugzeugen hoch am wolkenlosen Himmel zu machen, unaufhörlich als Zivilisten getarnte Soldaten ausspeierend, die über ahnungslose Holländer herfielen. Da war fast etwas Lustiges an der Vorstellung, wie alle diese »Zivilisten« an aufgeblähten Fallschirmen durch die Luft herabschwebten. Und auch die gedämpften, weit entfernten Geräusche der Kanonen klangen eigentlich nicht bedrohlich, eher wie ein Feuerwerk zu einem Festtag.

Wie bedrohlich es jedoch tatsächlich war, spiegelte sich deutlich in den reglosen Gesichtern meiner Eltern und meiner Großmutter und in der eindringlichen Stimme des Radiosprechers. Trotz der warmen Sonne, die durch die breite Verandatür drang, lief mir ein Schauer den Rücken hinunter.

»Vielleicht sollten wir erst mal frühstücken«, sagte Mama schließlich. Das waren ihre ersten Worte, seit ich nach unten gekommen war, und ich fand es komisch, etwas so Normales von ihr zu hören, wo sie doch immer noch blass und zerzaust aussah und ein bisschen zitterte.

Ich sah, wie sie ihren hellblauen Morgenmantel zuband und sich ein paar hellblonde Strähnen feststeckte. Mit diesen einfachen Handgriffen schien sie sich wieder gefasst zu haben und die Herausforderung des

Krieges anzunehmen samt dem, was er uns bringen mochte.

»Los, Rosie, hilf mir«, sagte sie und ging zur Küche. »Um seine Gedanken zu ordnen, geht nichts über eine heiße Tasse Tee.«

Ein merkwürdiges Frühstück. Im Grunde aßen wir gar nicht, schmierten nur Butter auf unsere Croissants und taten Zucker in den Tee. Vom Zimmer nebenan hörten wir immer noch Warnungen vor Fallschirmjägern und Spionen aus dem Radio und die Geschützsalven schienen plötzlich gar nicht mehr so weit weg.

Ich starrte aus dem Esszimmerfenster auf die ruhige, sonnige Straße. Sie war so verlassen, wie sie zu so früher Stunde nur sein konnte, und ich fand es abwegig, dass irgendwo da draußen zwischen den sauberen Ziegelhäusern Spione und Feinde lauern könnten, bereit, sich auf friedliche Passanten zu stürzen.

Nach dem Frühstück zogen wir uns an, und kaum hatten wir uns wieder unten versammelt, klingelte Herr van Dam bei uns, der Blockwart.

»Ihr habt die Nachrichten gehört«, sagte er bedrückt. »Ab jetzt gilt der Plan für den Ernstfall. Heute Abend wird alles verdunkelt.«

Papa nickte. »Klar, wird gemacht. Kann ich sonst noch etwas tun, Henk?«

Herr van Dam zögerte und sah Papa eigentümlich an. Eine unangenehm lange Stille trat ein, die Herr van Dam am Ende mit einem Räuspern zu überspielen versuchte.

»Entschuldige, Charles. Ich fürchte, es ist besser, wenn ihr einfach hier zu Hause bleibt«, sagte er schließlich, und man sah ihm an, dass ihm unbehaglich zu Mute war. »Natürlich weiß ich, dass ihr der deutschen Sache nicht gerade Sympathien entgegenbringt. Aber der Widerwille gegen alles Deutsche spitzt sich jetzt zu und die Leute werfen leicht Deutsche und Österreicher in einen Topf. Du weißt, Charles, ich meine es nicht persönlich...«

Zwei rote Flecken erschienen auf Papas Wangen. Er ist wütend, dachte ich. So sieht er immer aus, wenn er wütend ist. Aber Papa beherrschte sich: »Ich glaube, hier gibt es genug für mich zu tun.«

Ich rannte aus dem Zimmer, damit ich Herrn van Dam beim Abschied nicht die Hand schütteln musste. Er hatte es zwar nicht gesagt, aber er hatte durchblicken lassen, dass wir als feindliche Ausländer betrachtet würden. Wie konnte einer denken, dass wir mit den Nazis sympathisierten! Wo doch alle unsere Verwandten aus Österreich hatten fliehen müssen und wir die Nazis deswegen doch wohl mehr hassen müssten als irgendjemand sonst!

Die nächsten Stunden waren wir mit den Maßnahmen für den Ernstfall beschäftigt, sodass niemand von uns viel Gelegenheit hatte, sich über den Krieg oder unsere eigene Lage Gedanken zu machen. Wir füllten die Badewanne und ein paar Eimer mit Wasser und brachten Kübel mit Sand von einem leer stehenden Grundstück an der Ecke ins Haus. Der Sand würde im Ernstfall dem

Brandschutz dienen. Um uns selber bei Bombenangriffen vor herumfliegenden Glassplittern zu schützen, schnitten wir Zeitungen in lange Streifen und klebten sie kreuz und quer auf alle Fenster. Wir arbeiteten wie am Fließband: Oma saß am Esszimmertisch und schnitt die Papierstreifen, ich beschmierte sie mit einer dicken weißen Paste aus Getreidestärke und Wasser, und meine Eltern standen abwechselnd auf der Trittleiter, um die Streifen an die Fensterscheibe zu kleben.

Zum Mittagessen legten wir eine kleine Pause ein und dachten über unsere Vorräte nach.

»Du kannst sicher sein, dass das Hamstern sofort beginnt«, meinte Oma. »1914 war es genauso. Wie Heuschrecken fielen sie über die Läden her und leerten die Regale. Wir sollten selbst einige Vorräte anlegen: Zucker und Dosenmilch und Seife. Das braucht man so ziemlich immer.«

»Ich mache mir mehr Sorgen, ob wir genug dahaben, um uns die nächsten paar Tage über Wasser zu halten«, erwiderte Mama. »Wenn wir wirklich nicht rauskönnen, wer kauft dann für uns ein?«

Das führte zu einer lebhaften Diskussion, wer von uns unter diesen Umständen ungefährdet einkaufen gehen könnte. Schließlich entschied sich Mama für mich.

»Keiner wird eine Zwölfjährige der Spionage verdächtigen«, erklärte sie. »Und außerdem spricht Rosemarie holländisch ohne Akzent. Sie kann ihr Fahrrad nehmen und die Einkäufe im Korb nach Hause bringen.«



Marietta Moskin

Um ein Haar

Überleben im Dritten Reich

eBook

ISBN: 978-3-89480-857-0

cbt

Erscheinungstermin: Mai 2005

Amsterdam, 1940. Für die 13-jährige Jüdin Rosemarie und ihre Familie beginnt eine Odyssee voller Schrecken: Immer zwischen Hoffen und Todesangst, werden sie in verschiedene Lager deportiert – bis sie eines Tages als Austauschjuden in die Schweiz ausreisen sollen. Kurz vor der Grenze erlischt auch die letzte Hoffnung auf Rettung. Doch wie durch ein Wunder überlebt die Familie in einem Lager bei Biberach ...

Biberach, 2002. Ein Lehrer stößt auf Rosemaries in den USA veröffentlichte Erinnerungen und startet mit seinen Schülern ein beispielloses Übersetzungsprojekt!

Ein bewegender autobiografischer Roman – von deutschen Schülern übersetzt